

In der Stadt Wladimir lebte ein junger Kaufmann Namens Afkonow. Er besaß zwei Kaufläden und ein Haus. Von Ansehen war er blond, gelockt und hübsch, dabei sehr lustig und ein Freund von Weibern. In jungen Jahren hatte er viel getrunken und, wenn er angekommen war, Händel gesucht. Seit er jedoch ein Weib genommen, kam es nur noch selten bei ihm vor.

Einst fuhr Afkonow im Sommer zum Jahrmärkte nach Nischni. Als er von den Seinigen Abschied nahm, sagte seine Frau zu ihm: „Iwan Dmitriewitsch, fahre diesmal nicht! Ich träume, daß Du aus der Stadt kommst, und als Du die Mühle abnähmst, was sah ich? Dein Kopf war ganz grau geworden.“

Afkonow lachte. „Et, das bedeutet ein gutes Geschick“, sagte er. „Wenn ich viel verdienste, dann bring' ich Dir kostbare Geschenke mit.“ Mit diesen Worten schied er von den Seinigen und fuhr davon.

Auf der Hälfte des Weges traf er mit einem ihm bekannten Kaufmann zusammen, und er blieb mit ihm für die Nacht in demselben Gasthof. Sie tranken gemeinschaftlich Thee und legten sich in zwei nebeneinander liegenden Zimmern zur Ruhe. Afkonow erwachte mitten in der Nacht, wachte seinen Fußtisch an und besah ihn, anzuspähen, da er sich in der Morgentäube angenehmer fühlen ließe. Afkonow begab er sich in die Schlafkammer, beachtete seine Beine und fuhr davon.

Nachdem er vierzig Werst zurückgelegt hatte, machte er wiederum vor einer Herberge Halt, um die Pferde zu säubern und in dem kahlen Hausflur etwas auszurufen. Gegen Mittag trat er auf die Freitreppe hinaus und ließ sich den Samowar aufstellen; dann holte er seine Gitarre und begann zu spielen. Während er spielte, kam eine Kutsche mit Schellengeläut vorgefahren, und aus dem Wagen kam ein Beamter mit zwei Soldaten. Er trat auf Afkonow zu und fragte ihn, wer er sei und woher er käme. Afkonow erzählte ihm Alles der Wahrheit gemäß und bittet ihn, ein Glas Thee mit ihm zu trinken. Der Beamte aber bedrängte ihn mit neuen Fragen: wo er die letzte Nacht zugebracht hätte, ob er allein oder mit einem Kaufmann zusammen gewesen sei, ob er den Kaufmann am Morgen gesehen habe und weshalb er den Gasthof so zettig verlassen.

„Weshalb fragen Sie mich denn so aus?“ erwiderte Afkonow. „Ich bin doch kein Dieb oder Räuber. Ich fahre in meinen Geschäften.“

„Wo rief der Beamte die Soldaten und sagte: „Ich bin der Inspektor und frage Dich deshalb, weil der Kaufmann, mit welchem Du in voriger Nacht übernachtet hast, ermordet worden ist. Zeig' Deine Sachen vor, und Ihr da erodirt ihn!“

Sie gingen in die Stube, nahmen seinen Koffer und seine Reisetasche und begannen, Alles zu durchsuchen. Während der Inspektor aus dem Sack ein Messer und rief aus: „Wem gehört dieses Messer?“

Afkonow blickte hin und sah: ein blutiges Messer hatten sie aus seinem Reisetasche gezogen, und er fuhr zusammen. „Und woher rührt das Blut an dem Messer?“

Afkonow wollte antworten, doch vermochte er kein Wort hervorzubringen. „Ich... ich weiß nicht... ich... das Messer... ich... gehört nicht mir...“

Da sagte der Inspektor: „Am Morgen hat man den Kaufmann mit durchschnittenem Kehle in seinem Bette gefunden. Außer Dir kann es Niemand getan haben. Das Zimmer war von innen verschlossen, und in demselben war Niemand außer Dir. Das blutige Messer da ist in deinem Reisetasche gefunden worden, und auch in deinem Gesichte ist's zu sehen. Sag', wie hast Du ihn ermordet, und wieviel Geld hast Du ihm geraubt?“

Afkonow behauptete hoch und heilig, daß nicht er es getan habe, daß er den Kaufmann nicht mehr gesehen habe, seit sie zusammen Thee getrunken, daß er nur achttausend Rubel eigenen Geldes bei sich führe, und daß das Messer nicht ihm gehöre. Aber er stand in seiner Rede, sein Gesicht war blaß, und er ästerte vor Angst wie ein Schakal.

Der Inspektor rief die Soldaten und gab ihnen den Befehl, Afkonow zu binden und in die Kutsche zu bringen. Als man ihn mit gefesselten Händen in die Kutsche gemworfen hatte, schlug er ein Kreuz und begann zu weinen. Man nahm ihm seine Sachen und sein Geld ab und brachte ihn in die nächste Stadt ins Gefängnis. Man fragte in Wladimir nach, was für ein Mensch Afkonow gewesen, und alle Kaufleute und Einwohner von Wladimir sagten aus, daß Afkonow von jung auf getrunken und Händel gesucht habe, daß er aber sonst ein guter Mensch gewesen. Darauf wurde er des Mordes angeklagt.

Afkonow's Frau härmte sich um ihren Gatten. Sie begab sich mit ihren Kindern in die Stadt, in welcher ihr Mann gefangen gehalten wurde. Anfangs wollte man sie nicht vorlassen, dann aber rügte sie den Vorwand des Geldmangels durch ihre Bitten, und man führte sie zu ihrem Mann. Als sie ihn in der Kerkerkleidung in Ketten und in der Gefellenschaft von Räubern sah, fürzte sie ohnmächtig zu Boden und konnte lange nicht zu sich kommen. Dann stellte sie sich wieder rings umher auf, setzte sich neben ihn, begann ihm von häßlichen Angelegenheiten zu berichten und ihn noch Alles nachzufragen, was mit ihm geschehen. Er erzählte ihr Alles und schloß damit: „Es

Der Sonntagsgast.

ist nicht möglich, daß ein Unschuldiger gestraft werde.“

Sie fuhr ihm mit den Fingern durch die Haare und sagte: „Wanna, mein Herzensfreund, Deiner Frau kannst Du die Wahrheit sagen: bist Du es wirklich nicht gewesen?“

Afkonow sagte: „Auch Du kannst das von mir denken?“ Und indem er seine Augen mit der Hand bedeckte, begann er zu weinen. Darauf kam ein Soldat und sagte, daß die Frau und die Kinder fortgehen sollten. Da nahm Afkonow von den Seinigen Abschied.

Als er sich dessen erinnerte, daß auch sie ihn gefragt hätte, ob er den Kaufmann ermordet, da sagte er sich: „Man sieht, daß Niemand außer Gott die Wahrheit wissen kann, daß man nur Ihn bitten und nur von Ihm Gnade erwarten soll.“

Und seit jener Zeit hörte Afkonow auf zu hoffen und begnügte sich damit, zu Gott zu beten.

Afkonow wurde zu Peitschenhieben und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Nachdem er gepöblicht worden und die Wunden, welche ihm die Kneute schlug, geheilt waren, wurde er mit anderen Sträflingen nach Sibirien gebracht.

In Sibirien lebte Afkonow als Sträfling sechszwanzig Jahre. Die Haare auf dem Haupte wurden ihm weiß wie Schnee, und ein langer, schmales, grauer Bart wuchs ihm. Seine einstige Fröhlichkeit war hin. Sein Rücken krümmte sich, er schlich leise dahin, sprach wenig, lachte niemals und betete oft zu Gott.

Im Gefängnis lernte er Stiefel nähen. Für das Geld, welches er damit verdiente, kaufte er sich das „Legendenbuch von den heiligen Märgern“ und las darin, wenn die Nacht nicht zu lang war; an Feiertagen aber ging er in die Gefängniskirche, las die Apostelgeschichte und sang auf dem Chore, denn seine Stimme war noch immer gut. Die Vorgesetzten liebten Afkonow um seiner Demuth willen, und die Kerkergeossen achteten ihn und nannten ihn „Großvaterchen“ und „Rann Gottes“. Wenn sie eine Bitte vorzutragen hatten, so entlaubten sie jedesmal Afkonow, daß er dieselbe bei den Vorgesetzten vorbringe, und wenn zwischen den Gefangenen Streitigkeiten entstanden, so kamen sie immer zu Afkonow, daß er ihren Willen entscheide.

Von Hause erhielt er keine Nachrichten, und er wußte nicht, ob seine Frau und seine Kinder noch lebten.

Eines Tages wurden neue Sträflinge in's Gefängnis gebracht. Am Abend versammelten sich alle alten Gefangenen um die neuen Gefährten und begannen sie auszufragen, aus welcher Stadt oder aus welchem Dorfe ein jeder wäre und woher er verurtheilt worden. Auch Afkonow hatte sich auf seine Peitsche niedergebückt und hörte zu, was erzählt wurde. Einer von den neuen Sträflingen war ein hoher, alter, kräftiger Mann von sechzig Jahren mit grauem, kurzgehörsenem Barte. Er erzählte, wofür er bestraft worden. Er sagte: „Am nichts und wieder nichts, Ihr Väter, bin ich hierher gekommen. Einem Fuhrmann hatte ich das Pferd vom Schlitte losgebunden. Sie sagten mir dabei ab und sagten: „Du hast gestohlen.“ Ich aber sagte: „Ich wollte nur schneller vorwärts kommen und das Pferd dann laufen lassen. Auch ist der Fuhrmann mein Freund. Stimmt das nicht?“ sag' ich. „Rein“, sagten sie. „Du hast gestohlen.“ Wo ich aber wirklich gestohlen, das wissen sie nicht. Längst hätten sie mich hierher schicken müssen, doch konnten sie mich nicht überführen, und nun schicken sie mich unschuldig hierher.“

„Und aus welcher Gegend bist Du denn?“ fragte ihn einer der Gefangenen. „Aus der Stadt Wladimir sind wir, Bürger dieses Ortes, und Matar heißt wir mit Namen, und mit Vaternamen Semjonow.“

Afkonow hob den Kopf und fragte: „Und hast Du nicht, Semjonow, in der Stadt Wladimir von den Afkonows, den Kaufleuten, gehört? Sind sie noch am Leben?“

„Freilich habe ich von ihnen gehört, reiche Kaufleute sind es, schäbe nur, daß ihr Vater in Sibirien sitzt. Muß wohl ein Sinder sein, wie wir Anders. Und Du selbst Großvaterchen, weshalb hüßest Du hier?“

Afkonow liebte es nicht, von seinem Unglück zu sprechen, er seufzte nur und sagte: „Um meiner Sünden willen bin ich hier.“

Matar Semjonowitsch sagte: „Und was für Sünden waren denn das?“

„Wunder, und wo er Afkonow gesehen; aber Matar Semjonowitsch antwortete nicht, sondern sagte nur: „Ein Wunder, Kinder, ein Wunder, wie man sich wiedersehen muß!“

Diese Worte drückten Afkonow auf den Gedanken, ob der Sträfling nicht vielleicht wüßte, wer den Kaufmann erschlagen.“

„Vielleicht hast Du gehört, wer den Kaufmann erschlagen?“ fragte Afkonow. Matar Semjonow lachte und sagte: „Et, der hat ihn doch wohl erschlagen, bei dem man das Messer im Sack gefunden hat. Wenn Dir aber jemand das Messer zugesiegt hat und nicht gefangen wurde, so ist er doch kein Dieb. Und wie hätte er Dir denn das Messer in den Sack stecken sollen? Lag doch der Sack neben Deinem Kopfe, Du hättest ihn sicherlich hören müssen.“

Kaum hatte Afkonow diese Worte gehört, als er auf den Gedanken kam, daß dieser Mensch den Kaufmann selbst erschlagen habe. Er stand auf und entfernte sich. Die ganze Nacht hindurch konnte er nicht schlafen. Es ward ihm gar traurig um Herz, und die Bilder einer vergangenen Zeit traten ihm vor die Seele. Er sah seine Frau, so wie sie damals war, als sie ihn bei der letzten Reise zum Jahrmärkte das Geleit gab. Dann sah er seine Kinder, so wie sie damals gewesen — klein, das eine im Pelz, das andere an der Brust der Mutter. Auch sein eigenes Bild aus jener Zeit sah er, da er noch jung war und lustig. Auch des Richtplatzes gedachte er, wo er gepöblicht worden, und des Hentes und des Volkes ringsum, und der Ketten und Hefeln und des ganzen sechszwanzigjährigen Kerkerlebens und seiner alten Jahre. Und so bang und trübe wurde ihm um Herz, daß er wohl am liebsten Hand an sich gelegt hätte.

„Und an Allen ist der Bösewicht schuldig!“ dachte Afkonow. Und er fühlte einen solchen Haß gegen Matar Semjonow, daß er sich an ihm zu rächen wünschte, und ging er selbst dabei zu Grunde. Die ganze Nacht betete er, doch war er nicht im Stande, sich zu beruhigen. Am Tage verminderte Matar Semjonow und hielt ihn auch nicht eines Blickes werth.

So vergingen zwei Wochen. In der Nacht konnte Afkonow nicht schlafen, und solche Traurigkeit befiel ihn, daß er nicht wußte, was er beginnen sollte.

Unfänglich ging er zur Nachtzeit in den Gefängnisflur und sah, daß unter einer der Britischen Erde herabgeworfen wurde. Er blieb stehen und blickte genauer hin. Plötzlich sprang Matar Semjonow unter der Britische hervor und blickte mit erschrockenem Gesichte auf Afkonow. Dieser wollte vorübergehen, um Matar nicht zu sehen, aber Matar nahm ihn bei der Hand und theilte ihm mit, daß er einen Durchgang unter der Mauer gegraben habe, und daß er die ausgegrabene Erde täglich in den Stiefelgütern herabzutragen, wenn sie zur Arbeit geführt werden.

„Schweige nur, Alter“, sagte er, „ich werde auch Dich hinausführen. Wenn Du es verträgst, wird man mich halb zu Tode peitschen; aber auch Du sollst dann nicht freizehen — ich erschlag' Dich.“

Als Afkonow seinen Widerstand gegen sich setzen sah, konnte er sich vor Horn nicht halten, sondern freckte die Zähne aus und sagte: „Ich mag nicht heraus, und todt schlagen brauchst Du mich nicht mehr, denn Du hast mich schon Angst todtgeschlagen. Ob ich Dich arge ge: er nicht, das wird mir Gott in's Herz legen.“

Als am folgenden Tage die Sträflinge zur Arbeit geführt wurden, bemerkte die Soldaten, daß von einem der Gefangenen Erde ausgegraben worden war. Sie begannen nun, im Gefängnis nachzuforschen, und entdeckten die ausgegrabene Oeffnung. Der Inspektor kam in's Gefängnis und begann nach dem Schuldigen zu fragen, doch sagten Alle, daß sie unschuldig wären. Diejenigen, welche um die Sache wußten, verriethen Matar nicht. Da wandte sich der Inspektor an Afkonow.

„Du sprichst die Wahrheit, Alter“, sagte Du mir vor Gott, wer es getan hat.“

Matar Semjonow stand da, als ob nichts geschehen wäre, und blickte den Inspektor an, Afkonow aber wagte er nicht anzuschauen. Diefem bedekten die Hände und Lippen, und er konnte lange Zeit kein Wort hervorbringen. Er dachte: „Soll ich ihn verbergen helfen, da er mich doch in's Verderben gestürzt hat? Mag er hüßen für das, was ich gelitten. Aber wird mir darum leichter werden um's Herz?“ und er blickte auf Matar Semjonow und sagte: „Ich habe nichts gesehen und weiß nichts.“

So blieb es verborgen, wer die Oeffnung gegraben.

In der folgenden Nacht, als Afkonow auf seiner Britische lag und eben halb eingeschlummert war, hörte er, wie jemand herbeikam und sich zu seinen Füßen niederlegte. Er schaute hin und erblickte im Halbdunkel Matar. Afkonow sagte:

„Was willst Du? Geh' fort, sonst ruf ich den Soldaten.“

Matar Semjonow beugte sich nahe zu Afkonow heran und flüsterte: „Iwan Dmitriewitsch, verzeihe mir!“ Afkonow sagte: „Was soll ich Dir verzeihen?“

„Ich habe den Kaufmann erschlagen, ich habe Dir auch das Messer zugesiegt. Ich wollte auch Dich erschlagen, doch hörte ich Krum im Hofe; so steckte ich das Messer in Deinen Sack und kroch durch das Fenster hinaus.“

Afkonow schweig und wußte nicht, was er sagen sollte. Matar Semjonow glitt von der Britische hinab, kniete nieder und sagte: „Iwan Dmitriewitsch, verzeihe mir, verzeihe um Gotteswillen! Ich werde es anzeigen, daß ich den Kaufmann erschlagen habe — man wird Dich freilassen. Du wirst nach Hause zurückkehren!“

Afkonow sagte: „Du hast leicht reden, was aber wüßte ich erlauben! Wohin werde ich jetzt gehen? ... Meine Frau ist gestorben, die Kinder haben mich verlassen; wohn' soll ich mich wenden? ...“

Matar Semjonow stand nicht auf, sondern schlug sein Haupt gegen den Boden und sagte: „Iwan Dmitriewitsch, verzeihe! Wenn sie mich gepöblicht hätten, es wäre mir leichter gewesen, als jetzt auf Dich zu schauen. Du konntest noch Mitleid mit mir haben, hast mich nicht angezigt. Verzeihe mir, dem Verfluchten, dem Bösewicht!“ Und er begann zu weinen.

Als Afkonow das hörte, begann er selbst zu weinen und sagte: „Gott wird Dir verzeihen, vielleicht bin ich schlechter als Du!“

„Und plötzlich ward es ihm leicht ums Herz! Er hatte keine Sehnsucht mehr nach den Seinigen und wollte nicht mehr fort aus dem Gefängnis, sondern dachte nur an seine letzte Stunde.“

Matar Semjonow aber hörte nicht auf Afkonow's Worte, sondern bekannte sich vor den Richtern schuldig. Und als Afkonow von ihnen freigesprochen wurde — da war er todt.

Paragraph 285.

Eine Reisekumorelle von Matar Kaufmann.

Unser Freund Aloys Neumann war von Beruf Mathematiker und Aktronom. Das war aber auch das einzige Nothweilige, was man von ihm ausfragen konnte. Sonst war er ein harmloser, jugendfrischer, herzensguter Bursche von neunundzwanzig Jahren, der sich seitlich mehr um die Wissenschaft als um die Praxis des Vorfahren getummelt hatte. Er war von Lieberanstrichtung in so hochgradige Nervosität verfallen, daß ihm Herien verordnet wurden.

Wir Freunde stellten Neumann ein Rundreisebillet nach Budapest und ein paar Balkanpfeifen zusammen, und er fuhr in einem Coupee für Nichttrauerer ab.

In den ersten Viertelstunden der Fahrt war der liebe Aloys noch recht gesittet, er wußte, was er wollte, und er fuhr ein, ein, ein, bis er sich für die Waldlandschaft, durch die der Zug ging, und für den früh hereinbrechenden Spätherbstabend mit seinen wunderbaren bunten Himmelsfärbungen zu interessiren. Als er endlich zum ersten Male in Frankfurt (a. D.) mit dem Zuge hielt, war er schon mehr Mensch als Aktronom. Allerdings ergab er sich seinem Vater, nämlich der Stengardie, sofort wieder, als eine junge Dame mit einem allerliebsten vielleicht sechszehnjährigen Mädchen in das Coupee kam. Die Stengardie aber trieb Aloys an den Augen der Dame, die ein paar herrliche braune Augensteine besaß, die wahrhaftig schön für Nicht-Aktronomen Interesse gehabt hätten. Die Dame war kaum fünfundsiebzig Jahre alt und anscheinend die schöne Mutter des schönen Kindes.

Das letztere war, wie Kinder solchen Alters, sehr lebhaft und suchte die Bekanntheit des fremden Herrn. Allmählich kam dann auch ein Gepräch zwischen der Mama Lony und dem „fremden Herrn“ in Gang.

„Sag' mir, was Du sagst, wenn man unpraktisch ist!“

Die Mama Lony hieß Frau Werner und hatte in Sagan sich beim Telegraphen verspätet. Sie kam auf den Versuch, als der Zug gerade zum Abfahren pfliff. Sie stieg auf Gerathewohl in ein Coupee zweiter Klasse, und erst als der Schaffner ihr Billet abforderte, entdeckte sie, daß sie nicht in dem Breslau, sondern in dem Kottbusser Zuge saß. Sie konnte nach Sagan erst am Mitternacht zurück und erst am Morgen des nächsten Tages in Breslau sein. Sie sagte sich, der freundliche Reisegefährte werde so verständlich sein, das Kind in Breslau der Station zu übergeben, telegraphische also an ihre Verwandten, sie sollten das Kind aus dem Stationsbureau des Centralbahnhofs abholen, da sie erst Morgen ankäme. Am nächsten Morgen kam Frau Werner in Breslau an, fand ihre Verwandten auf dem Bahnhof und erfuhr die Schreckensnachricht, daß Lony nicht da sei. Nun wurde die Polizei requirirt, und nach vielem Telegraphiren und Hin- und Herfahren in Breslau waren um Mittag Frau Werner, Lony und der aus dem Gefängnis, entlassene „Kinde-rauber“ Aloys Neumann wieder vereint.

Wir Berliner Freunde Neumanns hatten acht Tage später einen morbiden Doppelschred. Aloys meldet uns: erstens, daß er noch nicht weiter als bis Breslau gekommen sei, zweitens, daß er sich mit einer uns gänzlich unbekanntem Frau Werner verlobt habe.

So sind die Aktronomen!

Rein Pantoffelheld.

Bürgermeister Thomas v. Wiede, der im Namen seiner Vaterstadt Lübeck auch mit dem Holsteinischen Herzogen und Grafen vielfach zu verhandeln hatte, war ein hochbegabter Mann, ein gelehrter Stadtrath, ein ausgezeichneter Redner, ein tüchtiger Diplomat und vor allen Dingen kein — Pantoffelheld. Als er im Jahre 1806 in den Rath gewählt wurde, hatte man in der Hansstadt eben die Kleiderordnung eingeführt, derzufolge den Frauen nur eine bestimmte Anzahl Schmucksachen zu tragen erlaubt war. Nun gehörte Wiedes eigene Gattin trotz der Einfachheit und Bescheidenheit ihres Geschlechts, welche den Werth eines Weibes nach der Eleganz der Kleidung und der Zahl seiner Brillanten zu bemessen pflegen; und sich damit trübend, daß Gesetze nur gegeben würden, um übertreten zu werden, behängte sich Frau Wiede nach wie vor von oben bis unten mit Edelmetallen und kostbaren Steinen. Wiedes Thomas, dem dies höfliche Gebahren mißfiel, ermahnte seine Frau mit zwar freundlichen, aber ersten Worten zu gesetzmäßiger Einfachheit, wibrigens ihr gelegentlich derselbe Schimpf angethan werden könnte, wie anderen geringeren Weibern. Aber die Gattin lachte höhnisch auf und meinte stolz, den wolle sie erst kennen lernen, der dem Ehegatten des ersten Bürgermeisters öffentlich Schanden anzuthun wäge. Inbessenen sie kannte ihren Herrn und Gemahl schlecht. Als sie eines Tages zur Kinderbahrung geladen war, und mit Gescheide beladen, den Weg am Rathshause vorübernehmen mußte, wurde sie dort auf der Straße öffentlich von den streng instruirten Rathsbienern angehalten. Diese liden ließen es zwar der hohen Frau gegenüber an der schuldigen Reuerenz nicht fehlen, wollten sich aber von der Wiberstrebenden durchaus nicht bewegen lassen, von ihrem Vorhaben abzustehen, sondern sich mit dem Befehl ihres obersten Bürgermeisters enthaltend, nahmen sie dessen vor Scham und Horn blutrothen Gattin angeht des schnell zusammenlaufenden Böbels, sämtlichen Gescheide ab trugens auf's Rathshaus, und die Frau Bürgermeistlerin hat nie auch nur das geringste Stillstehen davon wiedererfahren.

Heiraths-Regel.

„Sag' Dir die Liebe je zu Schade! Eh' Du Dich ewig giebst perbu, Befehd' das eingeholte Mädel Ein Paar mal unvernünftig fröh.“

Schaff' sie am Herd bei Lops und Tiegel, So freu' in Deinem Glücke Dich, Doch triffst Du öfter sie vorm Spiegel, — Noch ist es Zeit! — dann drück' Dich!

Abgeblit.

„Aber Karl, Du sagtest immer, Du wollest mir die Ehe zum Himmel machen und jetzt weigert' Du Dich, mir das seidene Kleid zu kaufen!“

„Aber, mein Engel, im Himmel kannst Du doch kein seidenes Kleid brauchen!“

Mißverstand.

Reisender: „Also alle Betten sind voll?“

Kellerer: „Jawohl, morgen kriegen wir erst wieder frisches Insektenpulver.“

Zweifel.

Student (der, noch halb im Schlaf die Kirchthurnuhr schlagen hört): „Eins... zwei... drei... auch eine primitive Einrichtung; jetzt weiß ich nicht, ist's Morgen oder Mittag.“

Lange Liebe.

„Ich bitte Dich, liebe Emmy, wie konntest Du nur den langen Kleutnant lieben!“

„Ach ich weiß', heißt's hoch: „D Lieb, so lang' Du liden kanntst.““

„Sag' mir, was Du sagst, wenn man unpraktisch ist!“

Die Mama Lony hieß Frau Werner und hatte in Sagan sich beim Telegraphen verspätet. Sie kam auf den Versuch, als der Zug gerade zum Abfahren pfliff. Sie stieg auf Gerathewohl in ein Coupee zweiter Klasse, und erst als der Schaffner ihr Billet abforderte, entdeckte sie, daß sie nicht in dem Breslau, sondern in dem Kottbusser Zuge saß. Sie konnte nach Sagan erst am Mitternacht zurück und erst am Morgen des nächsten Tages in Breslau sein. Sie sagte sich, der freundliche Reisegefährte werde so verständlich sein, das Kind in Breslau der Station zu übergeben, telegraphische also an ihre Verwandten, sie sollten das Kind aus dem Stationsbureau des Centralbahnhofs abholen, da sie erst Morgen ankäme. Am nächsten Morgen kam Frau Werner in Breslau an, fand ihre Verwandten auf dem Bahnhof und erfuhr die Schreckensnachricht, daß Lony nicht da sei. Nun wurde die Polizei requirirt, und nach vielem Telegraphiren und Hin- und Herfahren in Breslau waren um Mittag Frau Werner, Lony und der aus dem Gefängnis, entlassene „Kinde-rauber“ Aloys Neumann wieder vereint.

Wir Berliner Freunde Neumanns hatten acht Tage später einen morbiden Doppelschred. Aloys meldet uns: erstens, daß er noch nicht weiter als bis Breslau gekommen sei, zweitens, daß er sich mit einer uns gänzlich unbekanntem Frau Werner verlobt habe.

So sind die Aktronomen!

Rein Pantoffelheld.

Bürgermeister Thomas v. Wiede, der im Namen seiner Vaterstadt Lübeck auch mit dem Holsteinischen Herzogen und Grafen vielfach zu verhandeln hatte, war ein hochbegabter Mann, ein gelehrter Stadtrath, ein ausgezeichneter Redner, ein tüchtiger Diplomat und vor allen Dingen kein — Pantoffelheld. Als er im Jahre 1806 in den Rath gewählt wurde, hatte man in der Hansstadt eben die Kleiderordnung eingeführt, derzufolge den Frauen nur eine bestimmte Anzahl Schmucksachen zu tragen erlaubt war. Nun gehörte Wiedes eigene Gattin trotz der Einfachheit und Bescheidenheit ihres Geschlechts, welche den Werth eines Weibes nach der Eleganz der Kleidung und der Zahl seiner Brillanten zu bemessen pflegen; und sich damit trübend, daß Gesetze nur gegeben würden, um übertreten zu werden, behängte sich Frau Wiede nach wie vor von oben bis unten mit Edelmetallen und kostbaren Steinen. Wiedes Thomas, dem dies höfliche Gebahren mißfiel, ermahnte seine Frau mit zwar freundlichen, aber ersten Worten zu gesetzmäßiger Einfachheit, wibrigens ihr gelegentlich derselbe Schimpf angethan werden könnte, wie anderen geringeren Weibern. Aber die Gattin lachte höhnisch auf und meinte stolz, den wolle sie erst kennen lernen, der dem Ehegatten des ersten Bürgermeisters öffentlich Schanden anzuthun wäge. Inbessenen sie kannte ihren Herrn und Gemahl schlecht. Als sie eines Tages zur Kinderbahrung geladen war, und mit Gescheide beladen, den Weg am Rathshause vorübernehmen mußte, wurde sie dort auf der Straße öffentlich von den streng instruirten Rathsbienern angehalten. Diese liden ließen es zwar der hohen Frau gegenüber an der schuldigen Reuerenz nicht fehlen, wollten sich aber von der Wiberstrebenden durchaus nicht bewegen lassen, von ihrem Vorhaben abzustehen, sondern sich mit dem Befehl ihres obersten Bürgermeisters enthaltend, nahmen sie dessen vor Scham und Horn blutrothen Gattin angeht des schnell zusammenlaufenden Böbels, sämtlichen Gescheide ab trugens auf's Rathshaus, und die Frau Bürgermeistlerin hat nie auch nur das geringste Stillstehen davon wiedererfahren.

Heiraths-Regel.

„Sag' Dir die Liebe je zu Schade! Eh' Du Dich ewig giebst perbu, Befehd' das eingeholte Mädel Ein Paar mal unvernünftig fröh.“

Schaff' sie am Herd bei Lops und Tiegel, So freu' in Deinem Glücke Dich, Doch triffst Du öfter sie vorm Spiegel, — Noch ist es Zeit! — dann drück' Dich!

Abgeblit.